

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Ein Bergsee im Regenwetter

## Ein Bergsee im Regenwetter.

Von No. 25.

Salzburg, bei klarem Himmel und sonnigem Wetter, ist wunderbar schön. Dieß weiß Jedermann; haben doch die Reisebeschreiber mündlich und schriftlich uns oft genug davon mitgetheilt. Ja, es ist so schön, daß trotz aller hochgespannten Erwartung die Wirklichkeit Jeden überraschen muß. Aber bei Regen und Nebel ist's dort abscheulich. Denn Salzburg, die Stadt, ist trotz aller historischen Erinnerungen eigentlich uninteressant. Geschichtliche Ueberbleibsel erscheinen überhaupt nur dann wirklich großartig, wenn entweder durch den Gegensatz zur Gegenwart wirkend, oder dort, wo sie vereinsamt stehen, durch die Nothwendigkeit des Ganzen der Weltgeschickale zerfallend, in sich eben durch sich abgeschlossen. Eine vernichtete oder der Vernichtung nahe Größe ist nur dann wahrhaft tragisch, wenn in ihr selbst die Unmöglichkeit eines Wiederersehens gelegen ist. — Dieß Alles fehlt aber im geschichts- und tragödienreichen Salzburg. Diese modernen Menschen kennen ihre Vergangenheit kaum; amiesentartig schlüpfen sie unter den Trümmern ehemaligen Glanzes hinweg, bauen auf den Ruinen der Römerzeit und des Mittelalters Gebäude für modern-gewerbliche Zwecke; und weil dem also, schrumpfen die Geschicke jener Stadt und ihres Landes zum prosaischen Mistere zusammen. Ach, die Salzburger machen gegenwärtig in Bergspitzen, Ausfichten, Ruinen und Salz so vortrefflich nährende Geschäfte, daß dem Betrachtenden jede poetische Regung im Busen vor gemeiner Wereltagsindustrie der Umgebungen erstickt. Der heutige Salzburger ist kein Nachkomme, sondern nur ein guter Unterthan des kaiserlich-königlich österröichischen Staates, ein Nachkömmling. Ja, selbst Mozart's moderne Statue, nicht weit von der altersgrauen Residenz und vom vierhundertjährigen Dom, erscheint wie eine nur für die besuchenden Fremden ausgestellte Sehenswürdigkeit.

Vielleicht wird Mancher, der Salzburgs Stadt und Berge nur im Sonnenschein erblickt hat, dieß Alles für Betrachtungen halten, die Landregengewölk und Nebel erzeugt hat. Mag's seyn — und sind's solche, so theilen sie sicherlich Viele, die in Salzburg waren. Denn bekanntlich regnet es hier dreihundert Tage des Jahres und durch sechszig hüllen sich die Gebirge in feuchten Nebel. — Nebel, Regen, Kälte herrschten auch am 27. April 1843. Kein Berg, keine Fernsicht, kein Silberblitzen der Salza war für das Auge vorhanden; auf der Brücke stehend, welche den einen Stadtheil mit dem andern verbindet, konnte man glauben, ober- und unterhalb des sichtbaren Theiles des Flusses wolle ein weiter grauer See in's Unermessliche hinaus. Drohend und finstern brütete die Feste Hohensalzburg auf ihrem schwarzen Bergrücken oberhalb der Stadt. Noch lange Zeit schien keiner der fünf schönen Tage des Salzburger Jahres kommen zu wollen. Darum fuhr ich gegen Mittag aus der Stadt.

„Der Tugend Pfad ist anfangs steil“ beginnt ein sehr gutes altes Kirchenlied. Dieß gilt nun zwar nicht von jener Chauffée, die aus Salzburg über Weisham nach Altbaiern hinüberläuft — aber schmal ist sie, ohne Bäume und mit uninteressantester Umgebung. Weite, jetzt noch fast schwarze Feldflächen, hier und da ein grünlich angeflogener Waldbusch, mitunter ein kleines, hübsches Bauernhaus, dahinter kraftlose Versuche einiger Hügel, sich zu Bergen zu erheben, die aber dennoch eben hoch genug wachsen, um alle Fernsicht zu versperrern — dieß ist der Charakter der Umgegend. Die Bauernhäuser überraschen durch ihre Form; sie erblickend, glaubt man sich urplötzlich in die Schweiz versetzt. Es ist, als wollten's uns die Menschen andeuten, daß wir hier durch die Ausläufer der Alpen hindurchfahren. Aus Holz von Unten bis Oben erbaut, mit offenen Gallerien und kleinen Fenstern tragen diese Häuser ein weit vorspringendes Dach, auf dessen Brettern oder Schindeln beschwerende Steine gelegt sind, damit Wind und Wetter, oft in furchtbarer Kraft

aus dem nahen Gebirge hervorbrechend und durch diese Niederungen rasend, nicht die Bedachung entführen. Stroh-, Schiefer- oder Ziegeldächer sieht man in diesen Dörfern niemals; selbst in den noch viel häufigern Städtchen der Umgegend nicht. Denn deren Gebäude erscheinen allüberall in den ganzen Landstrichen von Salzburg, ja von Linz schon, bis München, wie ein Italien mit Plattdächern versehen. Doch ist die Täuschung. Eine Blende ist nämlich vom obersten Stockwerk noch eine Etage hoch in die Höhe geführt; diese verbirgt das schiefabfallende Dach. Die oft grelle Farbe der Häuser, sowie die grünen Jalousien, die meistens geschlossenen Fenster, die Balkone erinnern auch unwillkürlich an Südfrankreich, besonders an Marseille.

Ist man schon lange Zeit auf jener Münchener Straße gefahren, schon über Teisfeldt hinaus, so überragen endlich zur Linken, südwestlich, die Gebirgsriesen des bairischen Hochlandes die nähern Hügel mit ihren schweigenden Gipfeln, die sich damals entweder halb hinter Wolken verhüllten, oder aus dem Grau der Luft wie ein ewiges Winterland weiß und kalt hervortraten. Bald aber kommen sie so nahe zur Straße heran, daß man erkennen mochte, wie dort oben ein dichter Schnee sich zwischen die Schluchten und Klüfte, auf die Felsblöcke und Bergplatten legte, während hier unten im Thale ein emsiger, ächter Landregen niederrauschte. Später gehen die Berge immer mehr zurück, andere schieben sich vor die Straße, mühsam weicht diese ihnen aus. Aber unausweichbar treten ihre dunkeln Tannen und Fichten immer mehr heran; erst stehen sie einzeln, dann gruppenweis, dann dichtgebrängt, schweigend, damals düster und regentriefend, zu beiden Seiten der Landstraße. Vorwärts, rückwärts, rechts und links nichts als Schwarzwald; zwischen den Gipfeln der Tannen und Fichten wogte und webte ein grauer Nebel; der Regen plätscherte eintönig, unaufhörlich auf der Straße; diese selbst steigt stundenlang in so trauriger Umgebung bergan; langsam rückt der Wagen vorwärts; Dampfswolken strö-

men aus den Nüstern der Pferde und zerfließen langsam in der feuchten, kalten Luft.

Endlich, endlich wendet der Weg rechts ab. Es ist doch eine Unterbrechung der einsamen Eintönigkeit. Zwischen den Säulen der einzeln stehenden Baumstämme graut der regnende Nebelhimmel in den Wald herein, dessen nahes Ende verheißend. Linkshin durch das schwarze Gewirr der Stämme und Büsche erschaut man ein seltsam aufgeworfenes Ackerland, von jungem Saatgrün überflogen, dessen Schollen mit ihren Kanten und Spizen und Ecken im Nebel zu wogen scheinen. Ein scharfer Luftzug weht erkältend von dorthier. — Plötzlich dreht sich die Chaussée nach links, plötzlich endet der Wald — vor uns, die wir seit langen Stunden mühsam bergaufwärts stiegen, liegt eine unbegrenzt weite, meergrüne Wasserfläche.

Das ist das bairische Meer und Andere nennen's den Chiemssee.

Kein Lüftchen wehte hier durch die graue Luft; nur der Regen rieselte noch emsig nieder, nach wie vor. Dennoch wogten die spitzigen Wellen des Gewässers, eine die andere überstürzend. Von der Ferne her, wo sie kleiner, runder erschienen, trugen sie einen weißgelben Schaum auf ihren Kammern bis zu dem sanft daraus emporsteigenden Ufer. Hier rauschten und plätscherten sie und brachen sich brandend und spritzten einzelne schwere Tropfen bis herauf an die Räder des Wagens auf dem dicht am Wasser hinlaufenden Wege. Fernhin nach der Mitte des Sees aber zerfloßen sie in eine glatte, kalte Fläche, welche noch weiter hinüber am nebligen Horizonte sich entfärbte und in die Wolken zu zerfließen schien. Etwas mehr nordwärts hoben sich graugrüne Massen wie Waldberge aus dem Wasserspiegel; das sind zwei Inseln mit weißen Häusern. Und auf jeder derselben gehören die sichtbaren weißen Gebäude zu einem grauen, hinter den Bäumen versteckten Kloster — auf der einen Insel ehemals von Mönchen, auf der andern von Nonnen bewohnt. Beide stehen jetzt verlassen. Kein Glockenton schwebt mehr

über die Wasserfläche hin, kein Chorgesang hallt in die kräuselnden Wellen im Morgensonnenschein hinaus. Man hat diese Klöster aufgehoben; wahrscheinlich glaubte man sie unnütz in solcher Isolirung. Man baut deren lieber in die menschenreichen Gegenden des bairischen Landes. — Darum ist der Chiemsee nun doppelt öd und still.

Die Straße zieht sich lange Zeit am Ufer hin; eine halzerbrochene Barrière verwittert, in die schlaff anbrandenden Wellen niedergesunken. Sandig, ohne Gras, nur spärlich mit Haide bewachsen, scheidet sich das Uferland kaum von dem Wege ab. Mitunter ragt ein einzeln Schilfrohr trüb-sinnig aus dem Wasserspiegel, mitunter zittert ein Erlens- oder Weidengebüsch im feuchten Uferlande. Und der Regen und der Nebel verdüsterten das Bild noch mehr; ein Paar grauweiße Wasservögel, über den fahlgrauen Wellen in der düstergrauen Luft kreisend, bald niedertauchend, bald aufsteigend, vollendeten den Eindruck trüber Einsamkeit. Mühselig zogen die Rosse den Wagen durch den nassen Sand, der Postillon starrete stumpfsinnig vor sich nieder und schwang mechanisch nur von Zeit zu Zeit die Peitsche; ringsum blickte kein Dorf durch den schwarzen Waldsaum, kein Mensch kam des Weges, kein Zeichen menschlicher Nähe war vorhanden. Und rechts flog der Blick über kränkelnd zwerg-hafte Fichten und Tannen, die weithin bergabwärts steigend, je ferner vom See, je tiefer im Thale, desto dunkler, gedrängter und kräftiger emporzuwachsen schienen. Doch über den Wipfeln des nahen Waldes sah man neuen Wald und jenseits des Thales ging's vom Walde wieder in Wald hinein. Dazu wollte der Abend kommen.

Da schien's plötzlich, als fliege drüben ein gelblichrother Lichtschein durch den Nebel, welcher auf der Wasserfläche lag. Das war die hinter Wolken sinkende Sonne. In ungewissen Umrissen hoben sich nun dort auch dunkelgraue Massen vom Nebelgrau — der Zug der Alpen des bairischen Hochlandes. Bei klarem Wetter blicken sie freilich mit ihren silberglänzenden Schneefeldern, mit ihren grünen Matten,

mit ihren rothgelben Felsspitzen über die bligende, glitzernde Wasserfläche wie die Verheißung eines gelobten Landes herüber, aber damals verdichtete sich der Nebel mehr und mehr, sogar die Inseln versanken darin, See und Luft flossen untrennbar zusammen. Rechts hin traten die finstern, regenfeuchten Tannenwälder wiederum näher zum Wege und gerade vor dehnte sich eine schmale graue Brücke über den Wasserspiegel hin. Dort, an der nördlichsten Spitze, ist nämlich der Ausfluß des Sees. — Mit dem Beginne der Brücke endet plötzlich der Wald; sächerartig, nach der Ferne hin sich breitend, steigt eine Wiesenau thalabwärts. Das abfließende Wasser schlängelt sich durch das frische Grün, um im Thale zu verschwinden, jenseits dessen mit Feldern und Gärten, Waldbüschchen und weißen Häusern mäsig hohe Berge sich erheben.

Über endlos dehnte sich links hin der traurige See. Einige wenige Fruchtbäume vermochten kälteschauernd nicht zu blühen. Es war, als schweige alles Leben an dem öden Strande; nur die stillen Wasservögel kreisten, von Ferne scheu dem Wagen folgend, noch immer über den Wellen, aus denen immer düsterer, immer dichter, immer mächtiger die Nebel empordampften, in welche der Regen immer rauschender, immer emfiger, immer eintöniger einfiel. — Mit dem Ende der Brücke beginnt von Neuem der Wald. Ihn zur Rechten, den trüben See zur Linken, fährt man am nordwestlichen Ufer wieder hinan, wie vorhin am südwestlichen abwärts. Mehr und mehr verhüllt die Dämmerung alle Ferne, mehr und mehr erschien der See wie das Meer.

Dann beugt die Straße in den Wald hinein, dessen äußerste Bäume, den Weg vertretend, im Wasser zu wurzeln scheinen. Ein rothes Schmiedefeuerglühte aus der Waldnacht hervor; an einigen ärmlichen Hütten mit weit vorgeschobenem Dache lehnten Fischergeräthschaften; ein Paar Männer mit großen Netzen schritten grüßend vorüber. Noch einmal blinkte dann der Wasserspiegel zwischen den Baumstämmen herein in den Wald — dann wendet die Straße

rechts ab. Ringsum stehen sie wieder die schwarzen, schweig-  
samen, nassen Tannen und regnend legte die düstere Nacht  
sich über das Land.

Jene Menschenhütten bilden das einzige Verbindungs-  
glied zwischen der Ruhe des Sees und der Einsamkeit des  
Waldes. Dennoch wohnt in ihnen auch Haß und Liebe  
und alle Leidenschaft, wie in der reichsten Straße der größten  
Residenz.

### Einige Worte

## über die deutschen Auswanderungen.

Von Karl Andree.

Wenn man die ungeheure Vergeudung an Menschen und  
Kapital bedenkt, welche Deutschland alljährlich treibt, ohne  
daß für uns irgend ein Nutzen dadurch erzielt würde, wenn  
man sieht, wie ununterbrochen tausende und aber tausende  
unserer Brüder die Heimath verlassen, um ihr für immer  
den Rücken zu kehren, und uns auf ewig fremd zu werden;  
wenn man erwägt, wie bisher von Seiten unserer Staaten so  
rein gar nichts geschah, um diesen scheidenden Landsleuten den  
schwierigen Pfad, den sie oft nothgedrungen betreten, auch  
nur einigermaßen zu ebenen, — dann kann der ehrliche Wa-  
terlandsfreund sich eines Gefühls der Wehmuth und der Bit-  
terkeit nicht erwehren. Kein anderes Land handelt an seinen  
Kindern so stiefmütterlich, wie das unserige. Der Engländer,  
der Ire, der Schotte findet doch in der neuen Welt  
Behörden, die sich seiner annehmen, die ihn gegen Unbil-  
den sicher stellen, die ihm, sobald die Noth es erfordert,  
wenn auch nicht mit That, doch wenigstens mit Rath an  
die Hand gehen, und der Auswanderer, sei er auch noch so  
arm und elend, fühlt sich doch überall als Glied einer Nation,  
mit welcher er im Zusammenhange bleibt. Eben so findet  
der Franzose in seinen Kolonien seines Volkes Stamm- und